

DichterWald – Literarische Streifzüge

Georg Ruppelt

Märchen

„(Fast) kein Märchen ohne Wald. Die beliebtesten: Schneewittchen, Rotkäppchen, Hänsel und Gretel“ – so kann man es in der ansprechend gestalteten Broschüre des Bundesministeriums für Ernährung, Landwirtschaft und Verbraucherschutz „Entdecken Sie unser Waldkulturerbe!“ zum Internationalen Jahr der Wälder 2011 lesen, das die Vereinten Nationen ausgerufen haben.¹ Und in der Tat, das Ministerium hat recht: In den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, die in der 1. Auflage 1812/1815 erschienen und dann bis zu ihrer 6. Auflage 1850 zahlreiche Erweiterungen erlebten, kommt das Wort „Wald“ in 161 der insgesamt 210 Märchen vor. In einer Untersuchung von Wolfgang Baumgart „Der Wald in der deutschen Dichtung“ werden sieben Märchen als „reine Waldmärchen“ bezeichnet, „die, abgesehen von der schmalen Außenhandlung, nur aus der Waldhandlung bestehen“.² Außerdem werden 39 sogenannte „zusammengesetzte Waldmärchen“ aufgeführt, in denen die Waldhandlung den Kern bildet oder als Teil vorkommt.

Der Wald bildet im deutschen Volksmärchen eine eigene Welt, die der realen Welt der Menschen gegenüber steht. Er ist eine Zauber- und Wunderwelt, vor allem aber ist er eine fremde Welt, ähnlich der Welt unter dem Wasserspiegel oder der Welt im Innern der Erde – ebenfalls Orte des Märchens. Doch der Wald, zu dem die Menschen allein physisch leichteren Zutritt haben als zu den anderen fremden Gebieten, ist eindeutig die Heimat der meisten deutschen Volksmärchen.

Baumgart vergleicht in seiner auch heute noch lesenswerten Studie die deutschen Waldmärchen mit einer ganz anderen Völkergruppe, nämlich mit den Indianern Südamerikas: „Kein Land ist so stark von der Waldnatur geprägt wie die Heimat der Indianer des tropischen Südamerika; dennoch sind die Märchen, in denen der Wald am Stärksten hervortritt, die deutschen. [...] Für den Indianer ist die landschaftliche Natur, in der er lebt, aufgeteilt in die zwei Welten des Wassers und des Waldes, die nicht einmal scharf getrennt sind. Alles, was er an Erscheinungsformen des festen Erdbodens kennt, trägt das Zeichen der Waldvegetation. Sein Gewerbe ist vor allem das des Jägers, und der wenige Boden, den er als Pflanze bebaut, ist dem Walde so mühselig abgerungen und stets von ihm so bedroht, dass er noch seiner Sphäre zugerechnet werden muss. Der Lebensraum des Indianers und die Waldwelt sind nicht (wenigstens nicht wesentlich) verschieden. Für den Menschen des deutschen Volksmärchens ist der Wald als Naturmacht zwar noch vorhanden, aber er bildet nur die äußerste Grenze eines kultivierten Raumes, in dem sich das menschliche Leben abspielt. Er ist also für den Menschen dieses Raumes eine fremde Welt, nicht mehr die einzige und eigene wie für den Indianer. So lange der Wald einzige Form der Naturwelt bleibt, fehlt ihm die Eigenschaft, die seinen einzigartigen Charakter unter allen vegetativen Erscheinungen bedeutet und ihn für den Menschen so wesentlich macht, die des abgeschlossenen, gegen ein anderes abgegrenzten Raumes [...]“³

NS-Wald

Die eben zitierte Untersuchung von Wolfgang Baumgart nähert sich ihrem Gegenstand, dem deutschen Wald in der Literatur, auf ganz nüchterne und faktenreiche Weise. Das ist erstaunlich angesichts des Zeitpunktes ihres Erscheinens, nämlich 1935. Im Nazireich waren

¹ Entdecken Sie unser Waldkulturerbe! Hrsg. vom Bundesministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Verbraucherschutz (BMELV). Berlin 2011. S. 15.

² Wolfgang Baumgart: Der Wald in der deutschen Dichtung. Berlin, Leipzig 1936. (Stoff- und Motivgeschichte der deutschen Literatur. Hrsg. von Paul Merker u. Gerhard Lüdtke; Bd. 15.) S. 36.

³ Ebda., S. 34/35.

die schwülstige Rede oder das bedeutungsvolle, gern wagnermäßig alliterierende Geraune vom deutschen Wald, dem Lebensraum der Germanen, aus denen die Deutschen nahtlos hervorgegangen seien, in geradezu grotesker Weise allgegenwärtig – sei es in Politik, Wirtschaft, Wissenschaft oder Literatur. Es ist darüber eine Menge geschrieben worden, und ich will hier nicht allzu viel sagen über das, was unsäglich ist. Als Geschmacksprobe nur ein Zitat aus dem Jahr 1934:

„In der Wildnis reckenhafter Baumgestalten hat sich der heldenhafte Geist germanischer Krieger immer aufs Neue gestählt und gefestigt. Eine gehärtete Rasse wuchs hier heran – Geschlechter von Führern, bestimmt und befähigt, die Geschicke der Welt zu leiten. In hartem Kampfe mit dem Walde schuf sich der deutsche Mensch mit zäher Entschlossenheit vorwärtsdringend, seinen Lebensraum. [...] Hier will uns der deutsche Wald mit seinen kühn in den Raum sich emporreckenden Säulen, mit seinen siegfriedhaften Heldengestalten erscheinen wie ein Sinnbild für das Dritte Reich deutscher Nationen.“⁴

Von besonderem Interesse ist in diesem Zusammenhang ein von Alfred Rosenberg, dem „Chefideologen“ der Nationalsozialisten, in Auftrag gegebener Film, der 1936 uraufgeführt wurde und den Titel „Ewiger Wald“ trug.⁵ Die rassistische Ideologie, die Blut- und Bodenmystik war in diesem Film ganz und gar auf den Wald übertragen worden. So heißt es darin etwa:

„Brecht auf den wartenden Boden!
Schlagt aus, was rassefremd und krank!
Aus der Vielheit der Arten schafft
Des ewigen Waldes neue Gemeinschaft!“⁶

Allerdings scheint der „Führer“ Adolf Hitler nicht viel von dem Film gehalten zu haben, denn der war der Meinung, dass sich nur unterlegene Völker in den Wald zurückzögen.⁷

Tacitus

Der Mythos vom deutschen Wald hat seinen Ursprung in der um 100 n. Chr. entstandenen „Germania“ des Tacitus, die von Jacob Grimm und von zeitgenössischen Historikern und Literaten als Quelle historischer Tatsachen rezipiert wurde. Schaut man allerdings einmal in die „Germania“ hinein, die offenbar von Tacitus auch als Gegenbild zu dem seiner Meinung nach verkommenen und verderbten Rom in Szene gesetzt wurde –, so kommt der Wald nicht allzu häufig darin vor. Einige Zitate aus der deutschen Übersetzung von Anton Baumstark (!) von 1876: „Alle diese Völker haben wenig flaches Land, sonst nur Rauhwälder inne und Gipfel und Höhen der Berge. [...] Das Land, obgleich in der besonderen Erscheinung etwas verschieden, ist doch im Allgemeinen entweder durch Wälder schauerlich oder durch Sümpfe wüst. [...] Haine und Wälder heiligen sie [die Germanen ...]“⁸

Der Untergang des Varus und seiner römischen Legionen wo auch immer, aber jedenfalls in einem Wald und im Jahre 9 n. Chr., war die Grundlage des Hermann-Kultes, der sich vornehmlich gegen Frankreich wandte, wie auch der vom Wald umgebene gigantomantische Denkmalshermann bei Detmold sein Schwert nicht gen Süden, sondern gen Westen richtet.

⁴ Walther Schoenichen: Urwaldwildnis in deutschen Landen. Bilder vom Kampf des deutschen Menschen mit der Urlandschaft. Berlin 1934. Zitiert nach Viktoria Urmersbach: Im Wald da sind die Räuber. Eine Kulturgeschichte des Waldes. Berlin 2009. S. 92.

⁵ Ulrich Linse: Der Film „Ewiger Wald“ – oder: Die Überwindung der Zeit durch den Raum. Eine filmische Umsetzung von Rosenbergs „Mythus des 20. Jahrhunderts“. In: Formative Ästhetik im Nationalsozialismus. Intentionen, Medien und Praxisformen totalitärer ästhetischer Herrschaft und Beherrschung. Hrsg. von Ulrich Herrmann und Ulrich Nassen. Weinheim, Basel. 1993 (Zeitschrift für Pädagogik; 31. Beiheft.). S. 57–75.

⁶ Ebda., S. 70.

⁷ Ebda., S. 73.

⁸ Anton Baumstark: Die Germania des Tacitus. Deutsche Uebersetzung. Freiburg im Breisgau 1876. Zitiert nach Wikisource (6. August 2011).

Das Geschehen um die Hermannsschlacht hat eine Fülle literarischer Produkte hervorgebracht, wenn auch nicht immer von der Qualität wie die Dramen Klopstocks, Kleists oder Grabbes.⁹

In Heinrich Heines „Deutschland, ein Wintermärchen“ liest sich die Niederlage des Varus im (angeblich) Teutoburger Wald so:

Hier schlug ihn der Cheruskerfürst,
Der Hermann, der edle Recke;
Die deutsche Nationalität,
Die siegte in diesem Drecke.“¹⁰

Wald = Heer

„Der deutsche Wald“, schreibt Viktoria Urmersbach in ihrer kleinen Kulturgeschichte des Waldes aus dem Jahr 2009, „hat einen zweifelhaften Ruf – ein bisschen wie der deutsche Schäferhund: Belastet durch den Nationalsozialismus, kann er kaum unbefangen genossen werden“.¹¹ Ob dieser schlechte Ruf des deutschen Waldes – einmal abgesehen von bedrohlichen Zeckenplagen – heute noch auch nur bei wenigen Promille der Gesellschaft tatsächlich vorhanden ist, kann man bezweifeln. Und auch das in der einschlägigen Literatur gern zitierte Wald-Heer-Gleichnis Elias Canettis von 1960 werden in unseren Tagen nur noch wenige nachvollziehen können. Canetti schreibt in „Masse und Macht“:

„Das Massensymbol der Deutschen war das **Heer**. Aber das Heer war mehr als das Heer: es war der **marschierende Wald**. In keinem modernen Lande der Welt ist das Waldgefühl so lebendig geblieben wie in Deutschland. Das Rigide und Parallele der aufrechtstehenden Bäume, ihre Dichte und ihre Zahl erfüllt das Herz des Deutschen mit tiefer und geheimnisvoller Freude. Er sucht den Wald, in dem seine Vorfahren gelebt haben, noch heute gern auf und fühlt sich eins mit den Bäumen. [...] Der einzelne Baum aber ist größer als der einzelne Mensch und wächst immer weiter ins Reckenhafte. Seine Standhaftigkeit hat viel von derselben Tugend des Kriegers. Die Rinden, die einem erst wie Panzer erscheinen möchten, gleichen im Walde, wo so viele Bäume derselben Art beisammen sind, mehr den Uniformen einer Heeresabteilung. Heer und Wald waren für den Deutschen, ohne dass er sich darüber im Klaren war, auf jede Weise zusammengeflossen. [...] Man soll die Wirkung dieser frühen Waldromantik auf den Deutschen nicht unterschätzen. In hundert Liedern und Gedichten nahm er sie auf, und der Wald, der in ihnen vorkam, hieß oft ‚deutsch‘.“¹²

Übrigens hat bereits Christian Morgenstern zu Anfang des 20. Jahrhunderts in den ersten Zeilen des Gedichtes „Im Tann“ eine ähnliche Assoziation zum Ausdruck gebracht:

„Gestern bin ich weit gestiegen,
Abwärts, aufwärts, kreuz und quer;
Und am Ende, gliederschwer
Blieb im Tannenforst ich liegen.
Weil‘ ich gern in heitrer Buchen
Sonnengrünen Feierlichte,
Lieber noch, wo Tann und Fichte
Kerzenstarr den Himmel suchen.
Aufrecht wird mir selbst die Seele,

⁹ Friedrich Gottlieb Klopstock: Hermanns Schlacht. Ein Bardiet für die Schaubühne, 1769. Heinrich von Kleist: Die Hermannsschlacht. Drama in fünf Akten, 1821. Christian Dietrich Grabbe: Die Hermannsschlacht, 1838.

¹⁰ Heinrich Heine: Deutschland. Ein Wintermärchen, 1844. Zitiert nach Wikisource (12. Oktober 2011).

¹¹ Urmersbach, wie Anm. 4, S. 91.

¹² Elias Canetti: Masse und Macht. Hamburg 1960. S. 195/196.

Läuft mein Aug' empor den Stamm:
Wie ein Kriegsvolk, straff und stramm,
Stehn sie da, ohn' Furcht und Fehle [...]"¹³

Der Mythos vom deutschen Wald ist eng mit der Zeit der Romantik und vor allem auch der napoleonischen Kriege verknüpft. Jack Zipes schreibt darüber in seiner Studie „The Brothers Grimm“ von 1988: „es war, als seien in ‚altdeutschen Wäldern‘ die wesentlichen Wahrheiten über deutsche Sitten, Gesetze und Kultur zu finden – Wahrheiten, die zu einem tieferen Verständnis des gegenwärtigen Deutschland führen und im deutschen Volk Einheit fördern könnten, zu einer Zeit, da die deutschen Fürstentümer während der napoleonischen Kriege geteilt und von den Franzosen besetzt waren. Das **Volk**, das durch eine gemeinsame Sprache verbunden, aber uneins war, musste, so dachten die Grimms, die altdeutschen Wälder betreten, um ein Gefühl für sein Erbe zu bekommen und die Bande, die es zusammenhielten, zu stärken.“¹⁴

Waldeinsamkeit

So ist Mythos und Rede vom deutschen Wald auch immer die Rede von der Freiheit, die der Wald bietet. Und das konnte durchaus ganz persönliche Freiheit meinen. Einer der wichtigsten und bis weit in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts wirkenden „Waldideologen“, auf den sich vor allem auch die Nazis beriefen, war Wilhelm Heinrich Riehl. In seinem Werk „Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Social-Politik“ heißt es in der 3. Auflage von 1856:

„Der Wald allein läßt uns Culturmenschen noch den Traum einer von der Polizeiaufsicht unberührten persönlichen Freiheit genießen. Man kann da doch wenigstens noch in die Kreuz und Quere gehen nach eigenen Gelüsten, ohne an die patentirte allgemeine Heerstraße gebunden zu seyn. Ein gesetzter Mann kann da noch laufen, springen, klettern nach Herzenslust, ohne daß ihn die altkluge Tante Decenz für einen Narren hält. Diese Trümmer germanischer Waldfreiheit sind in Deutschland fast überall glücklich gerettet worden.“¹⁵ – Wir können dies wohl in unserer Zeit nur schwer nachvollziehen, in einer Zeit in der junge über 70-Jährige beim Joggen oder Nordic Walking in allen Wäldern unseres Landes anzutreffen sind – dies freilich in Gruppen beiderlei Geschlechts und ohne alle Dezenz.

In der Bemerkung von Riehl ist allerdings ein wichtiges Element enthalten, das auch in der Literatur eine große Rolle spielt: Im Wald ist man (hoffentlich) unbeobachtet, allein, und man kann Ruhe und Frieden genießen. Die mittelalterliche Einsiedelei im Walde ist noch Motiv in Goethes „Werther“: „Ey, dies Wäldchen will ich mir zueignen und ein Einsiedler drinnen werden [...]“¹⁶ Und in der Romantik wird daraus ein Begriff, der wie die „blaue Blume“ geradezu als Synonym für diese Kunst- und Literaturepoche stehen kann: Waldeinsamkeit. Ludwig Tieck hat diesen Begriff geprägt. Hier sein gleichnamiges Gedicht:

„Waldeinsamkeit,
Die mich erfreut,
So morgen wie heut
In ewger Zeit,
Oh, wie mich freut
Waldeinsamkeit.

¹³ Zitiert nach Karl Kreitmair: Der Baum in der deutschen Lyrik des 20. Jahrhunderts. In: Pädagogische Welt. Bd. 14. 1960. S. 436–445. S. 438.

¹⁴ Zitiert nach Robert T. Harrison: Wälder. Ursprung und Spiegel der Kultur. Aus dem Amerikanischen von Martin Pfeiffer. München, Wien 1992. (Originalausgabe: Forests. The Shadow of Civilization. Chicago, London 1992.) S. 202

¹⁵ Wilhelm Heinrich Riehl: Land und Leute. 3. Aufl. Stuttgart, Augsburg 1856. (W. H. Riehl: Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Social-Politik. Bd. 1.) S. 50.

¹⁶ Baumgart, wie Anm. 2, S. 30

Waldeinsamkeit,
Wie liegst du weit!
Oh, Dir gereut
Einst mit der Zeit.
Ach einzge Freud,
Waldeinsamkeit!

Waldeinsamkeit,
Mich wieder freut,
Mir geschieht kein Leid,
Hier wohnt kein Neid.
Von neuem mich freut
Waldeinsamkeit.“¹⁷

Erst um 1800 wird der Wald zu einem vor allem positiv besetzten Raum; das war Jahrhunderte lang anders. „Wald und Wildnis“, so Hubertus Fischer, „waren gleichbedeutend, waren Gleichnis auch für Bedrohung und Unheil, bedeuteten nicht nur Unwegsamkeit, sondern auch Menschenferne.“¹⁸

Menschenferne aber wird in der Romantik zum erstrebenswerten Ziel. Der Dichter des deutschen Waldes schlechthin, Joseph von Eichendorff, ist auch der Dichter der Waldeinsamkeit, die gegen die übrige Welt herausgestellt wird. Hier nur zwei Beispiele aus seinen wunderschönen Gedichten, die heute vor allem noch als Lieder bekannt sind.

„O Thäler weit, o Höhen,
O schöner, grüner Wald,
Du meiner Lust und Wehen
Andächt'ger Aufenthalt!
Da draußen, stets betrogen,
Saust die geschäft'ge Welt,
Schlag' noch einmal die Bogen
Um mich, du grünes Zelt! [...]“¹⁹

„Waldeinsamkeit!
Du grünes Revier.
Wie liegt soweit
Die Welt von hier! [...]“²⁰

Das gesamte 19. Jahrhundert hindurch wurden Wald und Einsamkeit bedichtet, vor allem auch besungen, so etwa von Justinus Kerner:

„Waldleben

Sei willkommen, Wandersmann,
In des Waldes Einsamkeit!

¹⁷ Zitiert nach freiburger-anthologie.ub-freiburg.de (12. Oktober 2011).

¹⁸ Hubertus Fischer: „Draußen vom Walde ...“ Der Wald im Spiegel der Literatur und der Geschichtsschreibung. In: Waldfacetten. Begegnungen im Wald. Hrsg. vom Deutschen Forstverein. Leinfelden-Echterdingen 1998. S. 74–91; S. 228–230. S. 77.

¹⁹ Zitiert nach Klaus Lindemann: Deutscher Dichter Wald. Waldgedichte. Paderborn, München, Wien, Zürich 1985. S. 45.

²⁰ Ebda., S. 48.

Was ein armes Leben freut,
Hier man einzig finden kann. [...]“²¹

Die Waldeinsamkeit ist präsent im gesamten 19. Jahrhundert und lässt sich weit bis in das 20. verfolgen. Die Einsamkeit, die der Mensch im Wald sucht und findet, steht fast immer als Gegensatz zur „geschäftigen Welt“ wie bei Eichendorff. Ganz besonders deutlich wird dies in einem Gedicht von 1843, das Friedrich von Sallet schrieb:

„Welt, Wald

Welt – das gellt so hell und grell;
Wald – das schallt und hallt so hold;
Welt – das schnellt und prellt sich schnell;
Wald, da wallt und waltet Ruh;
Welt, so lasse mich,
Wald, umfasse mich!
Welt, so dreh und kräusle dich,
Wald, umweh, umsäusle mich!“²²

Im Wald da sind die Räuber

Doch wenn man Pech hatte, fand man im Wald nicht die gewünschte Einsamkeit, nicht den Einklang mit der Natur oder mit dem Allmächtigen, sondern man wurde von Räubern überfallen. Nicht von ungefähr hausen Schillers „Räuber“ im Wald – ähnlich wie zahllose Räuber, auch der edlen Art, in der Literatur seit Robin Hood. Der Wald als Ort der Fremde, als Ort der Gefahr und des Schreckens ist die andere Seite der Medaille, wie etwa bei Friedrich Hebbel:

„Dicker Wald

Seid ihr's wieder, finstre Wälder,
Voll von Mord und Tod und Gift,
Wo man keine Grenzen-Wächter,
Doch zuweilen Räuber trifft?

Belladonna bietet gastlich
Ihre Kirschen, roth und rund,
Und der Schlange grünes Auge
Blinzt mich an vom schwarzen Grund.

Eine Natter als Geschmeide
Um den Hals, in dumpfem Sinn,
Kauert dort ein gelbes Mädchen,
Sie ist Schlangen-Königin.

Hei, wie fühlt man hier sein Leben,
Und wie hängt man sich daran,
Wo aus nächstem Busch des Räubers
Erster Schuß es nehmen kann! [...]“²³

²¹ Ebda., S. 50.

²² Zitiert nach Urmersbach, wie Anm. 4, S. 75.

²³ Zitiert nach: O schöner, grüner Wald. Der Wald in Literatur und Kunst. Ausgewählt und hrsg. von Ulrike Nickel. München 1983. S. 124.

Dieser Blick auf den Wald, auf den deutschen Wald, geht durchaus synchron mit den Hexen und Unholden in den Volksmärchen, für die an dieser Stelle nur „Hänsel und Gretel“ genannt sei.

Die Hexe ist in Märchen und Dichtung freilich auch ein Symbol für Erotik, für Verführung und für (verbotene?) Lust. So geht es im Gedicht „Waldeinsamkeit“ des Romantikers und Postromantikers Heinrich Heine auch ganz anders zu:

„Wie haben mich lieblich die Elfen umflattert!
Ein luftiges Völkchen! das plaudert und schnattert!
Ein bißchen stechend ist der Blick,
Verheißend ein süßes, doch tödliches Glück.
[...]
Wo ist die Fee mit dem langen Goldhaar,
Die erste Schönheit, die mir hold war?
Der Eichenbaum, worin sie gehaust,
Steht traurig entlaubt, vom Winde zerzaust.“²⁴

Und auch Eichendorffs „Lorelei“ ist schließlich lebensgefährlich:

„Es ist schon spät, es wird schon kalt,
Was reit‘st du einsam durch den Wald?
Der Wald ist lang, du bist allein,
Du schöne Braut! Ich führ dich heim!

,Groß ist der Männer Trug und List,
Vor Schmerz mein Herz gebrochen ist,
Wohl irrt das Waldhorn her und hin,
O flieh! Du weißt nicht, wer ich bin!‘

So reich geschmückt ist Roß und Weib,
So wunderschön der junge Leib,
Jetzt kenn ich dich – Gott steh‘ mir bei!
Du bist die Hexe Lorelei.

,Du kennst mich wohl – von hohem Stein
Schaut still mein Schloß in tiefen Rhein;
Es ist schon spät, es wird schon kalt,
Kommst nimmermehr aus diesem Wald!‘“²⁵

Wald und Erotik

Der Wald und die Erotik – dies sei ein Thema, so hatte ich eigentlich vermutet, bei dem die Quellen auch der Lyrik nicht aufhören würden zu sprudeln. Das trifft – leider – nach meinem Eindruck jedenfalls für die deutsche Lyrik nach der Lektüre von zahlreichen Anthologien und Werkausgaben nicht zu. Wir wollen dennoch einige Verse, die schicklicherweise hier vorgetragen werden dürfen, vortragen und beginnen bei dieser Thematik freilich ganz unspektakulär und nüchtern mit einer Feststellung für die heutige Zeit, die von Albrecht Lehmann stammt. Sie ist in dessen Buch „Von Menschen und Bäumen. Die Deutschen und ihr Wald“ zu finden. Es ist dies eines der wohl nach wie vor wichtigsten und lesenswertesten Bücher zum Thema.

Lehmann schreibt unter dem Kapitel „Der Ort der Liebe“: „Zwar hat der Wald seine Bedeutung als wichtiger Ort für die ersten sexuellen Erfahrungen längst an das Auto, die

²⁴ Ebda., S. 151.

²⁵ Zitiert nach Lindemann, wie Anm. 19, S. 49.

elterliche Wohnung und Urlaubsstrände abgetreten. Die Heimlichkeit, die früher für die jungen Leute dazugehörte, ist der öffentlichen Toleranz und der großzügigen elterlichen Duldung gewichen. Aber der Wald ist immer noch ein Platz, an dem Liebes- und Ehepaare aller sexualtüchtigen Altersgruppen gelegentlich miteinander ‚schlafen‘. Aber eben nur ein üblicher Platz neben vielen anderen. Das zeigt sich in der Offenheit und Selbstverständlichkeit, mit der über das Thema geredet wird. Schließlich gibt es nichts einzuwenden gegen ‚natürliche‘ Sexualität an diesem traditionsreichen Ort. Wer käme auf die Idee, ‚unnatürliche‘ ausgefallene Praktiken ausgerechnet im Wald zu inszenieren? Als besonders romantisch wird die Liebe im Wald indes gegenwärtig nicht mehr empfunden. Wenn solche Töne bei den Erinnerungen unserer Informanten mitklingen, sind die wohl primär den nostalgischen Gefühlen geschuldet, die beim Rückblick auf schöne Erlebnisse in lange zurückliegenden Zeiten unverzichtbar sind.“

Lehmann zitiert dann ein Volkslied, das eine Begegnung der Geschlechter im Wald zum Gegenstand hat, in dem man bei kritischer Sichtweise aber durchaus auch die Beschreibung einer Vergewaltigung vermuten kann:

„Er nahm sie darauf gefangen
gefangen muß sie sein
er zog ihr ihre Kleider aus
sie gab sich geduldig drein“.²⁶

Es kommt einem dabei unwillkürlich das Volkslied vom „Jäger aus Kurpfalz“ in den Sinn, das vollständig sechs Strophen enthält. Die Strophen 3 bis 5 werden in Schul- oder Kindergartenausgaben nicht aufgeführt. Aber sie sind notwendig, um die 6. Strophe zu verstehen, darin geht es nämlich um ein Kuckuckskind.

„1. Ein Jäger aus Kurpfalz,
Der reitet durch den grünen Wald,
Er schießt das Wild daher,
Gleich wie es ihm gefällt.

Refrain:

|: Juja, Juja, gar lustig ist die Jägerei
Allhier auf grüner Heid‘,
Allhier auf grüner Heid‘,;|

2. Auf! Sattelt mir mein Pferd
Und legt darauf den Mantelsack,
So reit' ich hin und her
Als Jäger aus Kurpfalz.

3. Hubertus auf der Jagd,
Der schoß ein'n Hirsch und einen Has' .
Er traf ein Mägdlein an,
Und das war achtzehn Jahr.

4. Des Jägers seine Lust
Den großen Herren ist bewußt,
Jawohl, jawohl bewußt,
Wie man das Wildpret schuß.

5. Wohl zwischen seine Bein,

²⁶ Albrecht Lehmann: Von Menschen und Bäumen. Die Deutschen und ihr Wald. Reinbek bei Hamburg 1999.

Da muß der Hirsch geschossen sein,
Geschossen muß er sein,
Auf eins, zwei, drei.

6. Jetzt reit' ich nimmer heim,
Bis daß der Kuckuck kuckuck schreit,
Er schreit die ganze Nacht
Allhier auf grüner Heid!²⁷

Deutlich geht es auch in der dritten Strophe der „Waldhochzeit“ von Ernst Moritz Arndt zu, die da lautet:

„Sei nicht bange, Mädels, es muß so sein,
Die Liebe sie brauchet Gewalt,
Fährt gern mit Donnern und Blitzen drein,
Und lustig zur Hochzeit schallt.
Dein Blümchen magst nimmer du retten,
Drum freu' dich der blumigen Betten
Im grünen, grünen Wald. [...]“²⁸

Das Lied von der „Vogelhochzeit“, die im „grünen Walde“ stattfindet, ist seit dem 16. Jahrhundert nachzuweisen und hat zahlreiche Umdichtungen, Parodien und Ergänzungen gefunden. Recht deftig ist die Umdichtung einer studentischen Fassung aus dem Jahr 1929, in der es etwa in der achten Strophe heißt:

„Der Marabu, der Marabu
spricht: ‚Kinder, laßt mich auch mal zu.‘“

Oder in der elften:

„Der Kranich, der Kranich
setzt dreimal an und ka-hannicht.“²⁹

Natürlich spielt gelegentlich auch ein einzelner Baum in der erotischen Dichtung eine Rolle. Wir wollen es aber bei einem Beispiel von Detlev von Liliencron belassen:

„Wie sich der Efeu rankt am starken Stamm,
Schmiegt sie sich an mich mit den vollen Brüsten.
Zum Boden schon fiel ihr der Perlenkamm,
Und aus den Augen spricht ein süß Gelüsten. [...]“³⁰

Schließen wir mit Goethe schließen; nein, nicht mit „Über allen Gipfeln ist Ruh“, sondern mit einem seiner schönsten Liebesgedichte:

„Gefunden

Ich ging im Walde
So für mich hin

²⁷ Zitiert nach Wikipedia „Ein Jäger aus Kurpfalz“ (6. August 2011).

²⁸ Lindemann, wie Anm. 19, S. 42.

²⁹ Rolf W. Brednich (Hrsg.): Erotische Lieder. Texte mit Noten und Begleit-Akkorden. Frankfurt a. M. 1979. S. 41.

³⁰ Zitiert nach: Lutz Görner (Hrsg.): Lyrik für alle. Eine kleine gesprochene Geschichte der Lyrik vom Barock bis heute. Teil 2. Weimar o. J. S. 241.

Und nichts zu suchen,
Das war mein Sinn.

Im Schatten sah ich
Ein Blümchen stehn,
Wie Sterne leuchtend,
Wie Äuglein schön.

Ich wollt es brechen,
Da sagt' es fein:
'Soll ich zum Welken
Gebrochen sein?'

Ich grub's mit allen
Den Würzlein aus,
Zum Garten trug ich's
Am hübschen Haus.

Und pflanzt es wieder
Am stillen Ort.
Nun zweigt es immer
Und blühet fort."³¹

³¹ Zitiert nach www.staff.uni-mainz.de (